Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 9

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

THOREZ, ARAGON – DIE «GROSSEN» DES FRANZÖSISCHEN KOMMUNISMUS

Den beiden berühmtesten französischen Kommunisten sind nunmehr monumentale Biographien gewidmet worden: 630 Seiten für *Maurice Thorez* (Fayard), dem Generalsekretär der Partei, der Stalin überlebt hat, aber seinem Beispiel nach Kräften treu geblieben ist, 440 Seiten für *Aragon* (Le Seuil), den Barden der Partei, der sich vom inquisitorischen Dogmatismus zum späten Protest gegen nachstalinische Verfolgungen gewandelt hat – anlässlich des Prozesses gegen Siniawski und Daniel, anlässlich der Besetzung der Tschechoslowakei, deren Auswirkung er in seiner Zeitschrift *Les Lettres Françaises* «ein Biafra des Geistes» genannt hat; die Zeitschrift verlor sodann die Parteiunterstützung und musste eingestellt werden, nachdem sie ihre zahlreichen Abonnenten im Osten nicht mehr erreichte. In der Woche, in der das geschah, nahm Aragon eine hohe sowjetische Auszeichnung entgegen; er ist bis heute Mitglied des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei geblieben.

Maurice Thorez, «Sohn des Volkes», wie seine dreimal umgeschriebene, von vornherein von Ghostwriters für ihn geschriebene «Selbstbiographie» ihn nennt, ist bald nach seinem sechzigsten Geburtstag 1964 gestorben. Die Biographie, die *Philippe Robrieux* – einst junger, begeisterter Kommunist – ihm gewidmet hat[1], ist gründlich dokumentiert, von hohem Interesse. Sie trägt den Untertitel «Geheimes Leben und öffentliches Leben». Für «geheimes» hätte weniger sensationell, aber treffender «Privatleben» stehen können, denn so geheim war es nicht, dass er der uneheliche Sohn eines Spezereihändlers und einer Arbeitertochter war, deren Mann ihm später ein ausgezeichneter Ziehvater wurde; so geheim war nicht, dass seine Ehe mit Aurore, aus der ein Sohn hervorging – er ist heute ein angesehener Architekt –, durch Thorez' lange Aufenthalte in Moskau getrübt wurde, und dass die lange Verbindung mit der im Zeitpunkt der Begegnung neunzehnjährigen Jeannette Vermeersch zu einem politischen Faktor wurde, da Jeannette voll von politischem Geltungstrieb war und in den Jahren nach dem Gehirnschlag des Gefährten die französische Partei praktisch beherrschte, ohne dazu irgend ein Mandat zu haben – mit Ausnahme von Thorez' eigenem Vertrauen.

Was in Thorez' politischer Laufbahn einst geheim war – die Sympathie für Trotzki, die Verbindung mit dem sehr frühen Oppositionellen Boris Souvarine –, das ist inzwischen schon oft berichtet worden; was unbekannt war – wo Thorez sich verbarg, als er auf Parteibefehl 1939 von seinem Regiment desertierte –, das kann auch dieser Biograph nur mutmassen. Doch dürfte es sich bis zur Einreise in die Sowjetunion durch Hitlers Deutschland nur um eine kurze Frist gehandelt haben.

Bemerkenswert ist die langjährige Bindung mit dem aus der Tschechoslowakei stammenden «Apparatschik»

Fried, der sein Mentor, vielleicht sein einziger Freund war und der später seine geschiedene Frau Aurore ehelichte. Fried, der eine wesentliche Rolle in der Partei gespielt hat, kommt in der Geschichte des französischen Kommunismus, die Jacques Fauvet, der Chefredaktor von *Le Monde* geschrieben hat, überhaupt nicht vor, diese Rolle ist wohl zum erstenmal durch einen Aufsatz des einstigen führenden Kommunisten André Ferrat (in «Preuves») bekannt geworden, der gegenwärtig seine Memoiren schreibt. Die Umstände, unter denen Fried in Brüssel 1943 von Unbekannten erschossen wurde, lassen auf eine Operation der sowjetischen Geheimdienste tippen – denn dass die Deutschen, wenn sie Frieds Identität und Rolle kannten, weder ihn noch seine Frau verhört hätten, ist höchst unwahrscheinlich. Apparatschiks mit ähnlicher Biographie wie Fried sind vom eigenen Apparat in jenen Jahren wie auch später oft ermordet oder hingerichtet worden.

Maurice Thorez war in der Legende ein Grubenarbeiter, in Wahrheit ein begabter Schüler, der später Büroarbeit tat, ein schnell lernender Autodidakt, der noch nach seinem Hirnschlag im höheren Alter erstaunlich gut Deutsch erlernt hat; ohne Originalität und eigenes politisches Denken oder gar Kenntnis der so oft zitierten Marx, Engels, Hegel hat er doch ein gewisses intellektuelles Gepäck erworben.

Mit Stalin, dem er sich so bedingungslos unterwarf, dürfte Thorez nur zweimal allein gesprochen haben. Wie ein westlicher Kommunistenführer in jenen Jahren sich spalten musste zwischen dem grossen Mann für die Militanten und Wähler daheim und dem devoten, instinktsicheren Satrapen im Umkreis des Kremls, das ist von hohem Interesse. Für Thorez war die Entstalinisierung ein Schlag, den er nicht verwinden konnte. Er, der sonst behutsam lavierte, war offener Gegner des mächtigen Chruschtschow, tat alles, um die Aufdeckung der «Schande», die relative Liberalisierung, zu verschieben.

Es bleibt sonderbar, dass diese Liberalisierung und Entstalinisierung aus dem Osten kam, von der sowjetischen Staats- und Parteihöhe. Die französische Massenpartei mit ihrem grossen Anhang an prominenten Schriftstellern, Künstlern, Forschern war altstalinistisch; das sowjetische Machtsystem nach 1954 hingegen ein Ferment der Unruhe, der geistigen Auseinandersetzung, der Öffnung auf neue Ideen. Man muss vielleicht diese paradoxe Situation miterlebt haben, um sie ganz zu würdigen. Doch bestätigt Robrieux' Biographie nicht nur das schon Bekannte, sondern bringt durch Befragung zahlreicher Zeugen und durch gründliche Recherchen viele Einzelheiten ans Licht, lässt Zusammenhänge anders oder transparenter erscheinen. Wie es zum Kult dieses mittelbegabten, anstelligen Mannes kam, der reden und organisieren konnte; wie sein fünfzigster Geburstag zum Anlass kulthafter Verehrung wurde; und wie es dann Thorez völlig misslang, nach Stalins Tod zu seinem sechzigsten Geburtstag eine ähnlich rührende Feier zu inszenieren – das alles hat etwas von einer «menschlichen Komödie».

Thorez in seiner luxuriösen Villa in Südfrankreich, der genau notiert, mit welchen Geschenken und Briefen sein jeweiliger Geburtstag gefeiert wird, und dementsprechend in Gnade aufnimmt oder verwirft – da denkt man an den Sonnenkönig und seinen Chronisten,

den Herzog von Saint-Simon – ein Name, den Robrieux mehrmals nennt. Dass General de Gaulle etwas von Ludwig XIV. hatte, ist bekannt; die satirische Zeitschrift *Le Canard Enchaîné* hat jahrelang im Stil des Herzogs von Saint-Simon Berichte über den «Hof» des Generals geschrieben. Dass die «Gegenmacht» ebenfalls ein Hof war, mit seinen Günstlingen, seiner Etikette, ist weniger bekannt und gewinnt gerade in dieser Ausführlichkeit ein eigentümliches Interesse. Maurice Thorez, ein fabrizierter, vorgeschobener Führer, hinter dem andere denken, andere entscheiden, andere seine Memoiren schreiben, und dennoch ein Sujet für eine Biographie; der Mann, der die Sowjetunion «seine Heimat» nannte, und zugleich der Minister, von dem de Gaulle rühmte: «Er hat Sinn für den Staat.» Er ist keine «Gestalt», und doch verkörpert er ein bemerkenswertes Stück Zeitgeschichte.

*

Louis Aragon – als Buchautor nur «Aragon» –, der sich als besonders enger Freund von Maurice Thorez fühlte, zu dessen Rückkehr nach der langen Kur in der Sowjetunion er eines seiner peinlichsten Huldigungsgedichte geschrieben hat, ist einer der grossen französischen Romanciers und Lyriker. Sein Biograph ist *Pierre Daix*[2], der an Aragons Seite *Lettres Françaises* redigiert und, anders als Aragon, sich seither von der Partei getrennt hat – nach der Ausschaffung Solschenizyns, über den Daix, der sein erster Übersetzer war, ein beachtliches Buch geschrieben hat. Beachtlich ist seine Aragon-Biographie kaum zu nennen, eher «respektvoll», was nicht die richtige Ausgangslage ist, aber für fast alle Aragon gewidmeten Bücher typisch ist – als hätten über diesen Autor bisher vor allem Personen geschrieben, die von ihm abhängen oder doch unter dem Eindruck seiner Macht, unter seinem Einfluss, standen. Sie schreiben knieend.

Auch Aragon – in seinem Fall war es wichtiger als für Thorez – ist ein illegitimes Kind, Sohn eines hohen Beamten und «homme de lettres». Es wurde ihm lange verborgen; er kannte seine Mutter als eine «ältere Schwester» und hat erst später die wirklichen Verhältnisse durchschaut. Aragon war mehr Virtuose als Schöpfer im Sinn geistiger, künstlerischer Selbständigkeit. Die hatte sein Freund, als Dichter weniger begabt, als künstlerische und menschliche Potenz unendlich überlegen; André Breton, den Aragon kennenlernte, als die beiden Medizinstudenten im Militärdienst im Ersten Weltkrieg sich in einem Pariser Spital begegneten.

Aragon war einer der besten und wirkungsvollsten Autoren des Surrealismus, mit dem er auf einem Kongress der Internationale in Charkow 1930 brach und den er denunzierte, ohne sich jemals ganz von ihm zu trennen. Er wurde sodann der schärfste Polemiker und böseste Inquisitor der Partei. Er, der soviel experimentiert hatte, wurde zum Dogmatiker des sozialistischen Realismus, der den Jüngeren jenes Recht auf eigene Wege – und seien es auch Irrwege – untersagte, von dem er selber weidlich Gebrauch gemacht hatte. Kommunistische Intellektuelle der Zeitung «Action» haben um 1947 gegen seine Literaturtyrannei aufbegehrt, dann kapituliert. Bei Daix fehlt neben manchem anderem diese bedeut-

same Episode. Aragon setzte sich eifernd für Lysenko ein wie für die Gerechtigkeit der blutigen Schauprozesse in Moskau und in Osteuropa. Ein Inquisitor mit der Seele eines Ketzers, ein Dogmatiker mit der Seele eines Künstlers, ein Geniesser der Macht wie der Sprache.

Eine Krise mit der Partei entstand, als Aragon nach Stalins Tod eine Zeichnung von Picasso in *Lettres Françaises* veröffentlichte. Sie zeigte einen jungen, asiatisch wirkenden Stalin, wie die Partei den kultisch verehrten «Vater der Völker» nicht sehen wollte. Aragon war der Beschützer des erst doktrinären, dann unbotmässigen Philosophen Roger Garaudy, wehrte sich aber nicht gegen dessen Ausschluss aus der Partei. Um 1966 identifizierten sich *Lettres Françaises* mit dem «Prager Frühling», überhaupt mit dem neuen Liberalismus, doch trat Aragon der Partei nie direkt entgegen, wurde und wird als greises «enfant terrible» geduldet, mit dem man sich schmückt und dem man alles nachsieht.

Zu Aragons vielen verleumderischen Schriften gehört die Diffamierung – in der ersten Fassung des später revidierten Romanzyklus «Die Kommunisten» – des einstigen Freundes Paul Nizan, der nach dem Hitler-Stalin-Pakt die Partei verlassen hatte und 1940 gefallen war. Ihn denunzierte Aragon nachträglich ohne den Schatten eines Beweises als Polizeispitzel, und er tat das in einer Atmosphäre – von Jean-Paul Sartre später geschildert –, in der ein Widerspruch nicht möglich war, denn nach der Befreiung gab es mehr als Ansätze zu einer kulturellen Diktatur der KP.

Aragons Verbindung mit Elsa Triolet, einer russischen Schriftstellerin, deren Schwester die Gattin Majakowskis war, schuf ein ebenso «vorbildliches», machtbewusstes Herrscherpaar wie Maurice Thorez und Jeannette Vermeersch eines gewesen ist. Elsa wusste über die Verfolgungen im Stalinschen Russland sehr genau Bescheid. Als sie nach Stalins Tod im Roman «Das Denkmal» diese Erfahrungen verwendete, konnte man spüren, dass ihr dabei wohler war als bei der früheren Sprachregelung, der sie sich so strikt unterworfen hatte.

Pierre Daix lässt viel Mitteilenswertes über Aragons politische Tätigkeit und über die Art seiner Machtausübung an der Spitze des kommunistisch geführten Schriftstellerverbandes «Comité National des Ecrivains» im Halbdunkel. Er zitiert verehrungsvoll gute, mittelmässige, schlechte Gedichte. Vielleicht wird das Buch, das den Menschen und den Dichter kritisch darstellt und einsichtig deutet, zu Aragons Lebzeiten nicht erscheinen. Wie seine Vorgänger hat Pierre Daix – nur mit noch grösserem Aufwand – die Chance verpasst.

François Bondy

[1] Philippe Robrieux, Maurice Thorez, Vie publique et vie privée, Fayard, Paris 1975. – [2] Pierre Daix, Aragon, Le Seuil, Paris 1975.

GRENZÜBERSCHREITUNGEN

Zum Lebensbericht von J. R. von Salis

Ein aussergewöhnliches Leben in bewegter Zeit, das seine eigentümliche Qualität aus der Spannung von Gegensätzlichkeiten bezieht, ohne doch je zum Spielball von Extremismen zu werden – so etwa liesse sich in Kürze der Eindruck zusammenfassen, den die Lektüre von Jean Rudolf von Salis' autobiographischem Bericht vermittelt[1]. Da wäre zuerst der Gegensatz zwischen Stadt und Land: die wohlbehütete Kindheit im Arzthaus an der Nydecklaube in Bern und die Zwischenkriegsjahre als Student und Journalist in Berlin und Paris heben sich deutlich ab von den ländlichen Aufenthalten im Schloss Brunegg bei Lenzburg und auf den Herrschaftssitzen der Bündner Verwandtschaft. Nicht minder spürbar tritt der Gegensatz zwischen Schweizerdeutsch und Welsch hervor, im familiären Bereich zu etwas peinlicher Virulenz gesteigert durch den Kriegsausbruch 1914, in späteren Jahren aufgehoben in einer vollendet beherrschten Zweisprachigkeit, die sich dem Gespräch zwischen den Fronten dienstbar zu machen weiss. Und da ist schliesslich der Gegensatz zwischen einem humanen und weltoffenen Liberalismus und erstarrten Formen aristokratischer Familientradition oder gar militant nationalistischen Strömungen, offen ausgetragen in von Salis' frühem Widerstand gegenüber den Tendenzen der «Action française», des italienischen Faschismus und des Nationalsozialismus, diskret angedeutet in einer persönlichen Beziehung wie jener zum Historiker Gonzague de Reynold.

Die Aufgabe, mit welcher sich Jean Rudolf von Salis bereits zu Beginn der zwanziger Jahre identifizierte, war die des Mittlers zwischen sich befehdenden Anschauungen und die des entschiedenen Gegners dort, wo Vermittlungsversuche nur um den Preis der Selbstaufgabe möglich gewesen wären. Aus den zahlreichen Tagebuchnotizen, die von Salis in den Text seiner Chronik einblendet, spricht ein junger Schweizer, der sich, bei aller neugierigen Aufgeschlossenheit, der Grenzen des politisch Möglichen und des Spielbereichs seiner persönlichen Zuständigkeit immer bewusst bleibt. Andere Memoiren aus dieser Zeit, so die eben erschienenen von Manès Sperber, sind geprägt von der rückhaltlosen sozialpolitischen Engagiertheit ihres Autors; bei von Salis dominiert eine abwägende Distanziertheit gegenüber den aktuellen Ereignissen, und dies in einem Alter, da der Verfasser, was seine eigenen beruflichen Pläne anbetraf, noch unruhig zwischen verschiedenen Möglichkeiten hin und her schwankte.

Jean Rudolf von Salis wendet sich mit seinem Lebensbericht offensichtlich in erster Linie an Leser seiner Generation und an historische Fachkollegen. Denn der Chronist, der in andern seiner Werke Bedeutendes zur politischen und kulturellen Geschichtsschreibung unseres Jahrhunderts beigetragen hat, setzt hier, in der Darstellung seines persönlichen Werdeganges, beim Leser vieles an geschichtlicher Erfahrung und Kenntnis voraus. Manche der Persönlichkeiten, denen

von Salis begegnet ist – Historiker wie Delbrück, Troeltsch, Meinecke, Seignobos, Renouvin, Henri Berr; Politiker wie die Bundesräte Schulthess und Motta oder Paul Doumer, Gaston Doumergue und Edouard Herriot; Schriftsteller und Kritiker wie Rilke, Thomas Mann, Joseph Roth, Hugo Marti, Eduard Korrodi –, werden nur knapp vorgestellt und in der zeitgeschichtlichen Tragweite ihres Wirkens eher andeutend skizziert; einzelne Hinweise werden sich wohl nur dem Eingeweihten voll erschliessen.

In einem der ersten Kapitel seiner «Grenzüberschreitungen» spricht Jean Rudolf von Salis von gewissen Belastungen, die mit seinem aristokratischen Herkommen verbunden gewesen seien. Der Leser indes wird wohl vor allem auf die besondere Gunst dieser Herkunft aufmerksam, welche bereits dem Studenten dazu verhalf, Zugang zu Gesellschaftskreisen zu gewinnen, die sich dem Akademiker damals nur sehr zögernd öffneten. Dass Jean Rudolf von Salis diese Gunst seines Schicksals als Verpflichtung auffasste und durch eine exemplarische Lebensleistung zu rechtfertigen wusste, verleiht auch diesen im Tonfall sachlicher Zurückhaltung vorgetragenen Aufzeichnungen ihren besonderen Charakter.

Urs Bitterli

[1] Jean Rudolf von Salis, Grenzüberschreitungen, Ein Lebensbericht, I. Teil 1901–1939, Orell-Füssli-Verlag, Zürich 1975.

TIEF ÜBER DIE KARTE GEBEUGT

Zu Ernst Halters Roman «Urwil (AG)»

Der Titel von Ernst Halters erstem Roman[1] könnte den Leser auf eine falsche Fährte führen und ihn vermuten lassen, das aargauische Dorf Urwil liege literaturtopographisch in der Nähe von Orten wie etwa Otto F. Walters Jammers oder gar von Gottfried Kellers Seldwyla. Das ist nicht der Fall, um so weniger, als Urwil nicht in erster Linie ein typisches Dorf des aargauischen Mittellandes ist, ein «Erz-Wil» im Sinne der verstärkenden Präfix-Bedeutung von «Ur-», wohl aber «der erste Vertreter einer Gattung» (gemäss den Bildungen «Urwald», «Urzustand» usw.), nämlich der Gattung der Halterschen Dorf-Modelle, und dieses absolut synthetische Kunst-Stoff-Modell könnte, einmal geboren, irgendwo angesiedelt werden. Urwil liegt angeblich zwischen 47° 13′ und 47° 24′ nördlicher Breite und 7° 57′ beziehungsweise 8° 12′ östlicher Länge. Das ist das mittelländische Gebiet südlich der Aare, zwischen dem Seetal und dem Wiggertal. Ernst Halter ist in Zofingen aufgewachsen und lebt in Althäusern bei Muri. Er verlegt sein «Roostal» in diese Landschaft, welche innerlich begrenzt ist durch den Ort seiner Kindheit und äusserlich durch den Chapf, auf dem er wohnt und arbeitet, und dieser Raum ist wohl wichtig für die Imagination, für das Zustandekommen der geographischen Fiktion, nicht aber für den Nachvollzug seitens des Lesers.

An einer zentralen Stelle des Buchs, im Gespräch zwischen dem Komponisten Bert May und der Industriellen-Gattin Cornelia Suter, ist von einer statistischen Karte die Rede, welche die Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer in den Gemeinden des Kantons Aargau am 1. Dezember 1970 zeigt. Der auf Schloss Roosegg lebende Musiker hat sie selber gezeichnet. Am liebsten, so sagt er, würde er die Wände, Böden und Decken mit solchen Graphiken tapezieren, «*besser noch, mit einem einzigen, riesigen Ausschnitt der einzigen, unendlichen, mit der Schöpfung zusammen geschaffenen Graphik ausschlagen und mitten darunter, dazwischen, darin*» leben. Solche Karten, begründet er seine statistische Leidenschaft, seien immer die «*Quintessenz der Poesie*». Das Gepunktete, Gestrichelte, Schraffierte verdichtet sich zu Texturen. Und wenn er auf die dünnste Stelle starrt, wo der weisse Grund durchsickert, «*auf dem sich diese Graphik niedergelassen hat*», wird ihm schwindlig, weil er daran denken muss, «*wie leicht die Membran der Realität ... zerreissen könnte*»: «*... hier bläst die Leere als eisiger Wind durch das Gewebe der unheimlich intelligenten Zahlenspinne.*» Man braucht dieser Karte nur ihre Legende wegzunehmen, dann bringt man sie um ihren Sinn, «*um das dahinter sich abspielende Wimmeln, Leiden, Sterben, Gebären der Menschen*». Bert May, fasziniert von der metaphernfreien, absoluten Sprache der Zahlen, ist aber nicht Kartograph geworden, sondern «*Tongraphiker*». Denn jeder Ton beruht auf einer Frequenz und ist «*mithin eine tönende graphische Darstellung einer Zahl*». «Urwil (AG)» ist der Versuch, die Legende zu einer erfundenen Thematischen Karte (laut Lexikon: «Kartographische Darstellung ausgewählter Sachverhalte zur Veranschaulichung ihrer räumlichen Zusammenhänge») ertönen zu lassen, das Wimmeln, Leiden, Sterben und Gebären der Menschen, die sich hinter den statistischen Angaben über diese Gemeinde verbergen, sichtbar zu machen. Ziffern werden in Figuren und Geschichten zurückübersetzt, und ich könnte mir vorstellen, dass bei diesem Autor im Anfang nicht das Wort war, sondern die abstrakte Zahl.

Im Vorwort zu Ernst Halters Gedichtband «*Die unvollkommenen Häscher*» habe ich Kafkas Poseidon-Geschichte erwähnt. Poseidon ist dazu verurteilt, in der Tiefe seiner Meere, die er nie gesehen hat, die Gewässer zu verwalten und Berechnungen anzustellen. Seine einzige Hoffnung ist die, dass sich beim Weltuntergang noch ein stiller Augenblick ergeben würde, wo er nach Durchsicht der letzten Rechnung eine kleine Rundfahrt unternehmen könnte. Über das infinitesimale Autoren-Ich, das hinter dem Roman steht, heisst es in «Urwil (AG)»:

«*Wie müsste der beschaffen sein, dem nichts entgeht und der alles überblickt, der dort den Kreis sähe, wo wir einmal in unsrem Leben einen Punkt orten, dort das Gebirge, wo wir über Steine stolpern? Wäre er immerwach oder immerschlafend zu denken? (...) Offene Augen, nicht wach, nicht ermüdbar, die chemoelektrischen Reaktionen in den Nervenbahnen auf Zeitlupentempo gedrosselt, unerschöpfliche rezeptive Gehirnkapazität.*»

Das klingt wie eine moderne Transformation des frühromantischen Universalismus, am reinsten ausgedrückt in Friedrich Schlegels Begriff der «progressiven Universalpoesie», die alles

umfasst vom raffiniertesten Kunst-System bis zum Seufzer, «den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosem Gesang». Doch die unerschöpfliche rezeptive wie produktive Gehirnkapazität besitzt nur der «*Künstliche*», der in Ernst Halters gleichnamiger Kurzgeschichte in der Sammlung «*Einschlüsse*» in einem Boot steht und reglos den Strom des Lebens hinuntertreibt. Er wird ganz ähnlich charakterisiert wie das alles überblickende Ich im Roman: «*Er stand unbeweglich; die eine Hand hielt das Steuerruder. Er schlief mit offenen Augen. (...) Nein, so künstlich war er nicht. Er träumte auch nicht, war nur in sich versammelt, schlief traumlos und wachte zugleich. (...) Nur ich erkannte, dass er lebendig war, mit Leben geladen, Rührmichnichtan.*» Diese Art von Präexistenz kommt am deutlichsten in der Figur des Schlossbewohners und Komponisten Bert May zum Ausdruck, des besessenen Kartenzeichners, der über den Niederungen des Daseins thront. Er kann als eine Grenzfigur des Romans bezeichnet werden, der Ernst Halter deshalb so viel Raum gönnt, weil er sich sowohl von ihrer Hybris, ihrer Lebensverachtung bedroht fühlt als auch von der Möglichkeit ihres «*quasi-göttlichen Seins*» fasziniert ist. Dieser Bert May mischt sich nie unter die Urwiler, er ist ein Schlossgespenst geistiger Omnipräsenz, ohne Fleisch und Blut, eine «*unheimlich intelligente Zahlenspinne*».

Neben dem Komponisten aber – fast wäre man versucht zu sagen, von ihm verdeckt – gibt es noch rund vierzig andere Dorf-Figuren, welche mit ihren Geschichten wie mit den Zähnen und Zungen eines Puzzles ineinandergreifen, welche sich um das Vexierbild eines Verbrechens gruppieren: Der Vater, Rothänsel Bolli, vergräbt das Kind, das er mit seiner Tochter Brige gezeugt hat, in einer Schuhschachtel im Wald. Das Inzucht-Motiv, die dumpfe Triebhaftigkeit lässt auf die hinterwäldlerische Mentalität der Urwiler schliessen. Das Dorf liegt denn auch «hinter dem Wald», dem sogenannten Glaswald, der zum phantastischen Urwald wird. Die Erzählung setzt mit der «*Polizeistunde*» ein, das Dorf wird aus dem mythischen Dunkel geholt, «*da das Heimliche zu regieren beginnt, aus dem wir gemacht sind*». Von Beginn an wird eine starke Dämonisierungs-Tendenz spürbar. Es heisst: «*Während fünf Stunden dürfen die Dinge wurzelwärts wachsen ...*» Der Bach, die Roos, wurde beim Ausbau der Talstrasse in eine Betonröhre gefasst und unterspült nun den Gehsteig – früher hiess er auch «Bürgersteig», dies in Korrespondenz zu Halters Ausdruck «*Bürgerlampen*» – der Bahnhofstrasse. «*Für mich*», sagt das Ich, das versucht, in dieser Nacht und am folgenden Tag in Urwil anwesend zu sein, «*verläuft hier die Grenze zur Neuzeit.*» Diese Grenzlinie zieht sich durch das ganze Buch: diesseits das Dorf mit dem Fabrikquartier, in dem die Roos schon 1954 eingedeckt wurde, mit der «*Technorm*» und der «*Weberei L. Suter & Cie AG*»; jenseits die Finsternis, das Schluchtige, Abgründige, «*wo die Menschen noch mit der Stimme der Dämmerung*» zu einander reden, wo sich «*Löcher im Boden der aargauischen Realität*» auftun, wo die Träume beheimatet sind. Es gibt zwei Figuren, die an der Grenze stehen: der Mauser Mispelhahn und der «*Junge*», der auf seinen Streifzügen durch die Urwiler Landschaft an das Kind in Halters Erzählung «*Die Erkundung*» erinnert. Mispelhahn, der in den Wäldern haust,

mit der Nabelschnur an die Erde gebunden, beobachtet, wie Bolli die Schachtel vergräbt, und glaubt, es handle sich um einen Schatz. Der Säufer ist in die Geheimnisse der Nachtseite der Natur eingeweiht, er ahnt in seinem verschnapsten Gemüt Zusammenhänge, die sich sprachlich nur mit lautmalerischen Mitteln wiedergeben lassen. Der Reim, die Assonanz und die Alliteration schaffen Beziehungen zwischen Dingen, die für den Rationalisten unvereinbar sind:

«O wie gut, dass niemand kennt, was Mispelhahn brennt. Och, wer von diesen Biestern, diesen Philistern soll etwas wissen? Aber glauben kannst du's dem Mispelhahn. (...) Die Sonne hat den Schwung, den Kopfsprung, gewagt hinab in die Goldgrube, die Nachtkäfer schwirren droben zwischen den Sternen, die Schachtkäfer surren drunten von den Fenstern zu den Laternen. (...) Keiner, hört ihr, beim Sausbraus-Saufaus, bei Mispelhahn, keiner hat eine Ahnung. Was geht's euch da unten schon an? Was wisst ihr, was das für Surrer sind in den Hecken, was für Käfer mit stahlblauen Flügeldecken, ihr Dreckler, was für Klekkerer? Ihr Ferkler: bevor sie euch holen in den Höllenkoben, fragt doch Mispelhahn.»

Eine irre Kapuzinerpredigt des Vagabunden an die Sesshaften, die Abgenabelten und Abgebeilten. In Mispelhahn findet das allwissende Autoren-Ich eine nach unten gekehrte, naturdämonische Entsprechung. Aber auch der Junge ist noch mit dem «Boden vertraut». Ohne Beziehung zu den übrigen Figuren taucht er immer wieder auf. Es gibt eine ganz unscheinbare Stelle, welche seine menschliche Isolation und seine Erdverbundenheit sehr schön zeigt:

«Der Junge hangelt sich von Wurzel zu Wurzel eine glatte Molasserinne hoch, darin ein Wasserfaden unter ihm wegschiesst und hinter Hindernissen schmutzgelbe Schaumtorten bildet. Der gläserne Nordhimmel hat sich handhoch über der schwitzenden Stirn in die verkrüppelten Zweige gesenkt. Der Junge, in eine Geländefalte geschmiegt, ist zehn Meilen vom nächsten Menschen, ausgesetzt einem herannahenden Unwetter, obwohl der Himmel im Zenit jetzt drosseleiergrün ist. Keine Hütte im Rücken, kein Schlupfloch voraus.»

Auf der andern Seite die als Bürger funktionierenden Bewohner von Urwil. Das Ehepaar Clavadetscher. Der Arzt ist Präsident der Schulpflege und gerät auf die Abschussliste, als der Vaterschafts-Verdacht auf seinen Sohn Roman fällt, der Brige Bolli liebt. Max Suter, Fabrikant, vor dem Abflug in seiner Villa. Er glaubt, das Rauschen der Roos beim Mühlewehr zu hören, doch es ist sein eigener Puls. Er gehört zu jenen «Know-how-Typen», die immer unterwegs sind, immer hinter etwas herlaufen, die «*ihre Wahrnehmungsorgane vor den Stürzen, die rings um sie den Grund erschüttern, versiegelt haben*». Das politisierende Lehrer-Kollegium im nüchternen Lehrerzimmer, jenem Versteck, das als Erwachsenen-Raum getarnt ist, wo man endlich den Stumpen anzünden darf, den man während der Lektion in der Rocktasche befingert hat. Spröde Gemütlichkeit unter verknöcherten Pädagogen. Einer schert aus, will nicht respektieren, dass man hier «*ohne Stumpen nicht durchkommt*»: Erich Hartmann, Untermieter von Mathilde Neeser-Huber. Er kriecht in ihr Bett und sucht Geborgenheit in ihrem «*Mutterreich*». Auch er gehört unter

den Urwiler Figuren zur «engeren Verwandtschaft» des Autors, hat er doch auf Blatt 1109 der Eidgenössischen Landeskarte (1 : 25000) eine «*möglichst von Wäldern umdunkelte, in eine Molasseschlucht eingebettete*» Stelle gesucht, als er auf Stellensuche war, einen Ort, wo ein «*im Halbdunkel träumendes, dichtendes Existieren*» möglich sein sollte. Dann die Dorftratschen, die nach der Abdankung vor der Kirche dem Toten «*seine eigene Asche ins Gesicht schleudern*» und bestreiten, dass Jesus für Säufer, Schläger und Süchtige gestorben sei, welche das Gerücht ausstreuen, das erwürgte Kind stamme von Roman Clavadetscher. Und Pfarrer Lüthi, der entmutigte Glaubensstreiter, der mit dem Mittelfinger Brosamen auftupft und sich in der «*Hassstille*» der mittäglichen Pfarrhaus-Idylle über die gefüllte Kalbsbrust und den gedämpften Fenchel hermacht, darüber nachdenkend, wie er den Lebenslauf des Abberufenen retouchieren werde. Frau Pfarrer findet, er wäre besser Bibliothekar oder Programmierer geworden, wobei er allerdings auf die Gratiswohnung hätte verzichten müssen.

Es würde natürlich viel zu weit führen, hier alle Figuren zu nennen, die in dieser knappen Erwähnung ohnehin nur als Karikaturen erscheinen, von Ernst Halter aber nicht so gemeint und auch nicht karikaturistisch gestaltet sind. Das Simultan-Verfahren erzwingt die Aufgliederung der Erzählmasse in Episoden, Sequenzen und Porträts. Schon mit den statistischen Angaben über die Gemeinde – Anzahl Einwohner pro Quadratkilometer, Zuwachsraten der Dorfteile in Prozenten usw. – deutet der Autor seine synoptische Darstellungsweise an, seine Freude am gleichzeitig Geschehenden: «*In Besançon haben die Geschäftsleute heute morgen die Schirme bereits zu Hause gelassen. In Neuchâtel dürften ein paar Damen trotz des (allerdings etwas blendigen) Sonnenscheins noch die Plastik-Überschuhe angezogen und später, unterwegs an die Seepromenade, mehrmals auf die scharfen Wolkenränder geblickt haben.*» In einem Abschnitt über das Schreiben wird gefragt, weshalb der Postbote zum Beispiel nicht Fritz Bäni heisse, wer dem Autor das Recht gebe, Karl Stauber durch Alkohol und Drogen umzubringen, und warum es erlaubt sein solle, die vorgeblich wirklichen Ereignisse so und nicht anders ablaufen zu lassen, wo man doch nur den «*Bruchteil eines Bruchteils ihrer Ursachen*» übersehen könne:

«*Es gibt keine Antwort, solange wir Herkunft, Energiepotential, Lage im Raum sämtlicher Atome, Moleküle, Zellen, Kristalle zu dem Zeitpunkt, da etwas vorfällt, nicht exakt festgestellt haben. Und wenn uns das gelingen sollte, was dann?*»

Damit wird die Position des Erzählers, «*dem nichts entgeht und der alles überblickt*», in Frage gestellt, in die jeder Autor gedrängt wird, wenn er das Simultan-Verfahren wählt. Einerseits weiss man genau, zu welchem Zeitpunkt welche Hausfrau welche Illustrierte aufblättert – das ist neunzehntes Jahrhundert –, anderseits aber masst sich der Schriftsteller nicht mehr an, die wahrgenommenen Vorgänge zu deuten, in ein System zu bringen. Das ist zwanzigstes Jahrhundert. Ernst Halters «statistische Erzählweise» ist ganz von dieser Skepsis geprägt, von der Reduktion auf den Bruchteil. Es liesse sich an unzähligen Beispielen nachweisen, wie die Fi-

guren sozusagen von den Fingerspitzen her erfasst werden. Deshalb werden marionettenhafte Details so wichtig: «*Mit der von den Aufsatzheften weggehobenen linken Hand durchschneidet Berner den Rauchfaden seines Stumpens.*» Bei einer solchen Methode, an die Figuren heranzugehen, ist es eben von Bedeutung, ob es die linke oder die rechte Hand sei, ob Pfarrer Lüthi die Brosamen mit dem Zeigfinger oder mit dem Mittelfinger auftupfe: nicht als Information von Bedeutung, sondern als Demonstration des erzählerischen Vorgehens. In einer Szene, in welcher der Junge auf dem Ast einer kanadischen Silberpappel schaukelt, werden die Faktoren aufgezählt, die man «*in Rechnung stellen*» müsste, um zu wissen, wie lange die Belastungsgrenze überschritten werden könne, ohne dass der Ast breche. Dieses In-Rechnung-Stellen und Relativieren bewirkt vermutlich, dass es in Ernst Halters Roman trotz der Figuren-Fülle nicht zu einer «epischen Grundstimmung» kommt, denn die sogenannte «breite Epik» ist auf ein gewisses «Laissez-faire» seitens des Autors angewiesen, auf sein Vertrauen in das «Selbst-Redende» seines Grundmusters. Dies ist kein Einwand gegen das Buch, sondern ein Versuch seiner Charakterisierung. Wer wie Ernst Halter mit einem synthetischen Dorf-Modell arbeitet, zu dem er bald da, bald dort Züge aus der aargauischen Realität entlehnt, kann nicht damit rechnen, dass die Lücken, wo der «*weisse Grund*» durchsickert, in derselben Weise vom Leser ergänzt werden wie etwa das Danzig-Langfuhr von Grass oder das «Rapperswyla» von Gerold Späth. Krass ausgedrückt: Wenn der Bahnhof nicht vorkäme, hätte Urwil keinen Bahnhof. Eine nicht genannte Querstrasse existiert nicht. Der ganze erzählerische Raum muss künstlich erzeugt und aufgebaut werden, und dies ist – was paradox klingen mag – ein antiepisches Moment. Die Phantasie des Lesers kann nicht in dem Masse als «Spielraum» benützt werden wie bei einem Roman, der eine vorgegebene und nachkontrollierbare Realität umsetzt. Das Wissen um diese Eigenart kommt sehr schön zum Ausdruck in der Eingangspassage zum statistischen Teil:

«*Jedes künstliche Licht ist ein glimmernder Knoten in einem Netz, darin sich einsam ragende Ecken von Einfamilienhäusern, Garagen und noch nicht demolierten Bauernscheunen und Waschhäuschen und die auf den Asphalt gespiegelten Rautenmuster verrosteter Gitterzäune verfangen. Urwil existiert nicht. Urwil existiert doch – für einen Augenblick wenigstens.*»

Es gibt viele erzählerische Höhepunkte in diesem komplexen Roman. Für mich zählen jene Stellen zu den Kostbarkeiten, wo die dünne Membran der «*aargauischen Realität*» zerreisst: die Träume und der «Bronnersche» Einstieg in die Urlandschaft. Während der Arbeit an einer Bevölkerungsdichtekarte Frankreichs schreibt Bert May einen Text, der sich als «*Poesie ... um nackte Fakten kristallisiert*», benannt nach einem der waldreichsten und dünnstbesiedelten «*Cantons im Departement Haute-Marne, Juzennecourt*». Es ist eine Alptraum-Expedition aus der «*vollständigen Orientierungslosigkeit*» in die «*ebenso nutzlose Orientiertheit*», ein Irrgang durch ein Gelände mit verkrauteten Wasserstrassen und leeren Eisenbahndämmen, durch eine verarmte Vegetation – «*Rührmichnichtan!*» –, eine

Flucht durch einen von einer Riesenwalze ausgeebneten Korridor in eine Wüste von Industrieruinen. Der Gehende spuckt in einer fremden Sprache Klangwörter aus, weil ihn das Lautemachen schützt wie «*schillernde Mumienbinden*». Er entdeckt, dass vor ihm ein «*anderer*» in grosser Entfernung durch die Schneise geht. Und in dieser «*Trommel aus bösen Traumbildern*», in diesem Todesraum von geborstenen Fabrikationshallen, heruntergestürzten Deckenkränen, mittelalterlichen Schmieden und Schwefelküchen dringt ein surrender «*Raumton*» aus den geplatzten Dampfkesseln und kaputten Bessemerbirnen, ein helles Surren, in das sich Glockenschläge mischen. Er flieht vor dem «*nicht integrierbaren Ton*» her und registriert am Rande seines Blickfelds ein weisses Schloss, in dem, so redet er sich ein, der «*andere*» wohnt, der den Sinn dieses Alptraums kennen könnte. Das ist visionärer Wahn-Sinn, die apokalyptische Schau einer uralten Zukunft, Selbstzerstörung des maschinellen Zeitalters. Im Aufsatz «Funktionswandel der Dichtung in der Zukunftsgesellschaft» von Karl Schmid heisst es: «Wenn es stimmt, dass die Kulturen an demjenigen Prinzip zugrunde gehen, das an ihrem Ursprung steht, kann sich der unbewusste Seelengrund eines künftigen Kafka viele und schreckliche Träume einfallen lassen zum Thema Entropie, intellektuelle Selbstvergiftung, Tod in der Kälte.»

In den Bronner-Passagen wird der andere Weg eingeschlagen, nicht zurück zur Natur, in die Idylle, sondern in einen nicht minder totenhaften Vor-Raum, den der Fünftklässler, tief über die Schülerkarte des Kantons gebeugt, erlebte, «*von körnigem Waldgrün bedeckte Ödflächen*», «*Wiesenkorridore*», «*Waldriffe*» – die Ausdrücke kehren zum Teil wörtlich wieder im Alptraum –, eine Gegend, die so einsam schien, dass der Junge überzeugt war, der letzte Mensch, der sie betreten habe, sei ein fahrender Ritter gewesen. Franz Xaver Bronner, Kantonsbibliothekar, publizierte 1844 sein zweibändiges «Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende», ein Werk, dessen Titel in seiner Gänze zu zitieren aufschlussreich sein könnte im Hinblick auf den «Limes» von Ernst Halters Roman: «Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Städte, Flecken, Dörfer und Weiler, so wie der Schlösser, Burgen und Klöster; nebst Anweisung, denselben auf die genussreichste und nützlichste Weise zu bereisen.» Spezifisch Aargauisches, so behauptete ich, stehe nicht im Mittelpunkt von «Urwil (AG)». Wohl aber dürfte Halter das Bronnersche Verfahren fasziniert haben – historisch, geographisch, statistisch geschildert – und sein Stil der landschaftlichen Wanderbeschreibung, die oft den Eindruck vermittelt, als sei die Erdkruste eben erst erstarrt. Franz Xaver Bronner, Band 1: «Wer von Leutwyl gegen Westen durch eine kurze Strecke des Waldes geht, gelangt auf eine freie hohe Stelle, wo rechts über ihm die steile nackte Wandfluh (Wampflen in der Volkssprache) wie eine Mauer senkrecht aufragt und ein paar Wohnungen vom hohen Berggesimse schauen. Zu seinen Füssen sieht der Wanderer ein enges Thälchen mit einem Bauernhause auf feuchtem Grunde, im Wust genannt, mit urbar gemachten Grundstücken und Wald umgeben.»

Ernst Halter:

«Nach einer guten halben Stunde bergaufwärts erreicht der Wanderer den Übergang der Wandfluh. Vor sich und hinter sich erblickt er ein Labyrinth mittelmässiger Molassegebirge, ein wunderliches Gewirre von sonderbar gestalteten Hügeln, bald schwachen, bald tiefen Einschnitten, Aufragungen, Thalkrümmungen, Sätteln und Schluchten mit darüber gestreuten, mannichfaltigen Gruppen von Häusern, hier auf Höhen und Bergrücken, dort in Thälchen, an Abhängen, hinter Waldpartien versteckt, wechselnd mit offenen grünen Wiesen, mit wallenden Kornfeldern: eine regellos durchfurchte, ungeheure Hirngestalt.»

Das ist nicht bloss altertümelnde Adaption, sondern Ummodellierung, Archaisierung und Zeichensetzung: eine ungeheure Hirngestalt des schreibenden Geognosten und Tongraphikers, in dessen Kopf das unbesiedelte Tal einer imaginären Landkarte Gestalt annimmt, der am Anfang sagt: *«Die Strassenlampen brennen wieder»* und damit meint: Es werde Licht! Die Finsternis wird gebannt, einen Atemzug lang, aber nicht verscheucht. *«Am heutigen Tag, dem letzten dieses Jahrtausends, will ich versuchen, in Urwil (AG) anwesend zu sein und die Dunkelheiten meiner Lidschläge und Gedankenstillen nicht mächtiger als mein Aufmerken und Zusehen werden zu lassen.»*

Urwil bleibt eine gespenstische geographische Fiktion, in das Chaos gepfählt, das über dem Autor zusammenschlägt, sobald er aufhört, Worte dagegen zu setzen. Hier wurde, ohne grosse Voraus-Reklame, ein Brocken hingeworfen, der in der Landschaft liegen bleibt: ein Findling.

Hermann Burger

[1] Ernst Halter, Urwil (AG), Roman, Artemis-Verlag, Zürich und München 1975.

HINWEISE

Vom Zukunftsschock zu den Grenzen der Krise

Alvin Toffler – bekannt geworden durch «Future Shock» – untersucht in «Die Grenzen der Krise» die weltweite wirtschaftliche Rezession, den von ihm so genannten «Wirtschaftsinfarkt». Seine Analyse: die heutigen Schwierigkeiten werden nicht in ihren ganzen, komplizierten Zusammenhängen gesehen; die überkommene industrielle Gesellschaft ist im Begriff zu zerfallen; das klassische wirtschaftspolitische Krisenmanagement, dazu da, um Inflation, Deflation oder nun auch Stagflation zu bekämpfen, erweist sich als wirkungslos: die Politiker und Ökonomen stehen vor Rätseln.

Diese Erkenntnisse sind allerdings nicht so ganz neu. Auch Tofflers Therapien wirken nicht sonderlich aufsehenerregend, wenn sie auch, mindestens teilweise, diskutable (aber nicht ohne weiteres realisierbare) Vorschläge enthalten, angedeutet etwa in den Stichworten «ökonomische Dezentralisierung» und – in der Politik – vermehrt langfristiges Denken («vorausschauende oder Zukunftsdemokratie»).

Dem Leser wird auf dem Buchumschlag versprochen: «Alle reden von der Krise. Hier lernen wir sie verstehen.» Man möchte ergänzen: verstehen vielleicht, aber wohl nicht bewältigen.

(Scherz-Verlag, Bern und München 1975.)

Eine helvetische Dauerkrise?

Im Jahre 1964 hatte Max Imboden sein berühmtes «Helvetisches Malaise» geschrieben. Seither sind die Gedanken Imbodens in vielfältigen Variationen weitergesponnen worden. Es entstand eine eigentliche «Malaise-Literatur», die zeitweise auch zu überborden scheint. Zur überbordenden «Systemkritik» ist wohl das jüngst erschienene Bändchen «Demokratie auf dem Holzweg» von *Hans Tschäni* zu zählen. Der Autor, Inlandredaktor am «Tages-Anzeiger» (Zürich), hat sich mit einem vielgelesenen Staatskunde-Leitfaden einen Namen gemacht. Seine jetzigen «Bemerkungen zur helvetischen Dauerkrise» (so der Untertitel des Büchleins) weisen aber einen derart dürftigen inneren Zusammenhang auf, dass der Leser am Schluss tatsächlich geneigt ist, ein Malaise zu verspüren – allerdings weniger über unseren Staat als vielmehr über die Publizisten, die ständig das Wort «Krise» im Munde führen, nur weil auch unser relativ problemloses Land einige innenpolitische Pendenzen aufweist.

Tschäni stützt sich auf zahlreiche Zitate, nicht zuletzt aus Leserzuschriften, die ihm zugegangen sind. Er stösst sich am «Schweizer Konsensstil», an der «Lautlosigkeit der Sozialkonfliktlösungstechnik», und er spricht auch von jenen «dunklen Mächten», die angeblich das Parlament überspielen. So kann es denn nicht überraschen, dass er die Besetzung von Kaiseraugst als «erfreuliches Zeichen» wertet und in der politischen Stabilität der Schweiz offenbar keinen andern Vorteil zu sehen vermag, als den, dass sie «uns als Sitz der Banken so geeignet macht». Eher überraschend wirken am Schluss die konkreten Vorschläge Tschänis, denn sie bedeuten bloss kosmetische Korrekturen (zum Beispiel keine Verbandssekretäre und Regierungsräte mehr im Nationalrat). Zum Föderalismus wird gesagt, dass er «unbestritten bleiben» müsse. Warum dann dieses gewaltige Gerede von einer Staatskrise? Um in der Mode zu bleiben? (Artemis-Verlag, Zürich 1975.)

S. S.

Aufzeichnungen eines politischen Häftlings

Den «Spandauer Tagebüchern» von *Albert Speer* geht ein enthusiastisches Prominenten-Urteil voraus: das Buch Speers verschlage ihm den Atem, so Carl Zuckmayer. Derartiges und dazu ein prononciertes Bestseller-Marketing des Verlags stimmen eher skeptisch. Die erwartete Enttäuschung tritt aber nicht ein: diese Aufzeichnungen sind in der Tat das wichtigste und fesselndste Zeugnis einer ehemaligen Hauptfigur des Dritten Reiches. Dass Albert Speer eine Ausnahmeerscheinung unter den Machthabern Nazi-Deutschlands darstellte, wusste man seit dem Prozess in Nürnberg, wo er als einziger sein Anteil Schuld an der Katastrophe auf sich zu nehmen bereit war. Die heimlich entstandenen und aus dem Spandauer Kriegsverbrecher-Gefängnis hin-

ausgeschmuggelten «Tagebücher» aber geben zusätzlich Aufschluss über ein ganz anderes Problem: darüber nämlich, wie ein Mann «in den besten Jahren» und im Vollbesitz seiner Kräfte eine über zwanzigjährige Isolierungshaft zu überstehen versucht. Und noch etwas fällt auf: der gewaltige Unterschied zu den belanglosen und peinlichen Memoiren anderer Grössen der Hitler-Zeit, etwa eines Franz von Papen.

(Propyläen-Verlag, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1975.)

Über den Umgang mit Menschen

Der «Knigge», so denkt man gewöhnlich, ist eine Sammlung von Regeln, wie man sich in guter Gesellschaft zu benehmen habe. Das Werk des Adolf Freiherrn *Knigge* wird oft und viel erwähnt, es wird oft und viel darauf angespielt; aber wer kennt es wirklich? Nun hat der Concept-Verlag in Düsseldorf eine hübsche Neuausgabe besorgt, die zudem mit Tierzeichnungen von *A. Paul Weber* aufs köstlichste illustriert ist. Und der Leser kann sich mit wachsendem Vergnügen davon überzeugen, dass der «Knigge» keineswegs ein Benimm-Buch der kleinkarierten Art ist, in dem ihm beigebracht wird, wie man mit Gabel und Messer umgehe und wie man Damen die Hand zu küssen habe. Ich würde viel eher sagen, der Freiherr Knigge sei ein vorzüglicher Beobachter und ein freundlicher Philosoph gewesen, der zum Nutzen seiner Mitmenschen und derer, die nach ihm kamen, eine Fülle überraschender und wertvoller Weisheiten aufgezeichnet hat. Sein Buch ist 1788 zum erstenmal erschienen. Aber die Neuausgabe des Concept-Verlages, die Herbert Seggelke besorgt hat, eine Auswahl freilich nur, lässt von Seite zu Seite deutlicher erkennen, dass es sich hier um ein Werk von zeitloser Gültigkeit handelt. Knigge war Hofjunker, Literat, Kämpfer für die Aufklärung, er war Theaterdirektor, Freimaurer und Gutsherr und hat zweifellos ein Leben im Stil seiner Zeit und seines Standes geführt. Aber wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, dass das Menschliche sich nicht in Zeitmode, in Merkmalen des Standes oder der Klasse erschöpft, dann liegt einer dieser Beweise hier vor. Ob Knigge über den Umgang mit sich selbst oder über den Umgang unter Menschen verschiedenen Alters, ob er über das Verhältnis zwischen Wirt und Gast oder über das Betragen gegen Hauswirte, Nachbarn und solche, die mit uns im selben Hause wohnen, seine liebenswürdigen Betrachtungen anstellt und uns seine Erfahrungen mitteilt, immer ist etwas darin, was uns unmittelbar anspricht. Wir sollten alle den «Knigge» lesen.

Gegenwartsliteratur

In der Reihe der Dokumentationen, die *Peter André Bloch* in Zusammenarbeit mit studentischen Arbeitsgruppen zur Gegenwartsliteratur herausgibt, ist als dritter Band eine Arbeit erschienen, die sich mit den *Mitteln und den Bedingungen der Produktion* befasst. Ausgehend von einem Vorlesungszyklus, den der Schriftsteller mit Verlegererfahrung Otto F. Walter an der Universität Basel hielt, enthält der Band vor allem die Ergebnisse einer grossen Umfrage bei Autoren, die nach der Herkunft ihrer Stoffe, nach ihrer Beurteilung des Verhältnisses von Form und Inhalt, nach Traditionsabhängigkeit oder Tra-

ditionsunabhängigkeit, nach Verlegerkontakt und – zeitgemäss auch hierin – nach den Konsequenzen des gesellschaftlichen Systems, in dem sie schreiben, für ihre Arbeit befragt wurden. Auch nach der Erfahrung mit Zensur wurde gefragt, aber hierin war die Umfrage nicht fündig: Zensur gibt es eigentlich im «kapitalistischen» Teil des deutschen Literaturraums nicht, und die befragten DDR-Autoren schweigen sich samt und sonders über diesen Punkt aus. Zahlreiche Verlage beantworten ausserdem einen eigens für sie konzipierten Fragebogen. Die Dokumentation ist im ganzen nicht allzu aufschlussreich, was mit der Fragestellung zusammenhängen mag. Dankbar ist man jedenfalls für die Gespräche, die der Herausgeber und seine Mitarbeiter mit einzelnen Schriftstellern über das Ende des Buchzeitalters, über Möglichkeiten der Literaturförderung und insbesondere über die Möglichkeiten des Staates auf diesem Gebiet geführt haben. Der Band hält Meinungen der Autoren, objektive Grundlagen ihrer schriftstellerischen Existenz und eine Fülle von Auskünften bereit. Nur handelt es sich dabei zum grossen Teil um Kurzantworten auf ein Frageschema und um transkribierte Tonbänder, mithin um manche Wiederholung und manche etwas pauschale Formulierung. Gegenwartsliteratur ist hier alles, was irgend geschrieben wird. Begriffe wie «Zensur» werden erstaunlich unkritisch verwendet. Und herzlich wenig erfährt man von der Förderung, die erfahrenere Schriftsteller und nicht zuletzt Kritiker jüngeren Kollegen zuwenden. Es gibt sie. (Francke-Verlag, Bern.)

Echo

SCHWEIZ UND SCHWEIZER IN RUSSISCHEM SPIEGEL

Ein Nachtrag zum Thema Lunatscharskij-Spitteler

Wenige Monate nach dem Erscheinen meiner Darstellung von Lunatscharskijs Spitteler-Erlebnis (Schweizer Monatshefte, Januar 1975) brachte mir Irina A. Lunatscharskaja aus Moskau zwei unveröffentlichte Gedichte ihres Vaters, die sich beide auf die Schweiz beziehen und auf Spitteler anspielen. Eine Übersetzung sei hier mitgeteilt. Die Entstehungsdaten sind nicht bekannt; sie